

Bauen mit Friedrich Wagner

Klaus Schmiedek

Friedrich Wagners Werk ist wohl einzigartig. Das Zusammentreffen einer Reihe besonderer Eigenschaften hebt es aus der großen Zahl anderer Architekten-Arbeiten heraus:

- es ist nicht groß — aber hochkarätig,
- es ist fast ganz allein von ihm entworfen und gezeichnet worden,
- und es wurde — wenn man so will — für einen einzigen Bauherren errichtet.

Es gibt auch andere Architekten mit kleinem Oeuvre und ausgezeichneten Arbeiten. Bei Friedrich Wagner kommen auf ein starkes Dutzend Häuser fünf Auszeichnungen, davon zwei Mies van der Rohe- und ein Bonatz Preis. Und was nicht ausgezeichnet wurde, war interessant genug, es in der Fachpresse zu publizieren, nicht nur hierzulande.

Noch weniger Parallelen weist die lebenslange Partnerschaft mit einem Bauherrn auf. In seinem Fall waren es das Land, der Bund und die beiden Universitäten in Stuttgart und in Hohenheim, — kurz: der öffentliche Bauherr. Dass aber jemand ein solches Werk als Einzelkämpfer durchsteht, ist vollends außergewöhnlich, wenn nicht einmalig.

Nach meinen Vorgängern, Adalbert Sack und Wolfgang Näser, mit denen die Zusammenarbeit begonnen hatte, war ich der nächste in der Reihe der Leiter des Universitätsbauamtes. Es war ein Glück für mich, die eingespielte Verbindung fortsetzen zu können, und ich bin froh, dass ich dazu beitragen konnte, dass noch einmal eine Handvoll guter Bauwerke entstand.

Die jahrzehntelange Partnerschaft hat sich aus der anfänglichen Zugehörigkeit Wagners zum Hochschulbauamt Stuttgart entwickelt, dem er von 1961—71 angehörte. Schon mit seinem »Erstling«, dem Hörsaalprovisorium im Stadtgarten, gelang ihm ein großer Wurf. Das weit gespannte Dachtragwerk, der stützenfreie Raum, verrieten seine Herkunft und wiesen ihn als Mies-Adepten aus. Das Gebäude und seine »Mall«, ein Stück gedeckten Wegs unter dem auskragenden Dach zwischen den Kollegiengebäuden und der Mensa, mit Blick auf Bibliothek und Rasenflächen, machte mit einem Schlag aus dem konturlosen Stadtgarten einen »Campus«, mit inspirierender Atmosphäre. Das Bild entsprach so sehr der Idealvorstellung der im Wiederaufbau begriffenen Hochschule, dass sie es so lange als Visitenkarte präsentierte, bis es vom neuen Campus in Vaihingen erste Luftbilder gab.

Als Nächstes folgte der Komplex der MPA, der Materialprüfanstalt für das Maschinenwesen im Pfaffenwald: ein zwölfgeschossiges Bürohochhaus und die Versuchshalle mit Dutzenden Prüfständen, Werkstätten, Lagern und Laboren. Was in Berg am Neckar im Laufe eines halben Jahrhunderts um das Ingenieur-Laboratorium von Carl Julius von Bach herum durch Neu- und Zu- und Umbauten zu einer Geschwulst von Hüttenwerken gewuchert war, wurde jetzt unter einem riesigen Dach auf über 10.000 qm Nutzfläche in geordneter Struktur zusammengefasst.

Hoch aufragend steht der Büroturm daneben, dessen oberste Etagen das Bauamt selbst bezog. Das sollte nicht von Anfang an so sein. Das MPA-Programm addierte sich nur zu acht Geschossen, — ein Stumpfen, den zu bauen Friedrich Wagner, — ein Mann des Maßes, mit sicherem Gefühl für Proportionen —, nicht über sich brachte. Noch vier Geschosse für das Bauamt draufgesetzt — das konnte sich schon eher sehen lassen. So kam das UBA zu seiner strategisch günstigen Lage: über sich nur den lieben Gott, — und die Oberbehörden weit genug unter sich.

1971 machte Friedrich Wagner sich selbständig. Er war jetzt 40 Jahre, — in einem Alter also, wo man wissen will, wohin es im Leben gehen soll. Bei der Bauverwaltung boten sich zwei Möglichkeiten: wollte man was zu sagen haben, wurde man Beamter, — und hörte auf, Architekt zu sein. Oder man blieb Architekt, musste sich aber den Weg von Leuten weisen lassen, die ihn selber nicht gegangen waren. Beides keine Alternativen für Friedrich Wagner: zu gradlinig und ungeduldig für das umständliche Gehabe der Verwaltung, und zu stolz und ehrlich, um nicht auf Augenhöhe zu verhandeln und zu sagen, was er denkt. Vor allem aber: — Architekt, mit Leib und Seele! Er blieb sich treu und machte sich frei.

Der Zeitpunkt war nicht der beste, sich selbständig zu machen. Die fetten Jahre waren vorüber, und mit der Ölkrise geriet die Konjunktur vollends ins Tief. Doch Friedrich Wagner hatte Glück. Professor Kussmaul, Direktor der MPA, Weltreisender in Sachen Materialforschung und erfolgreicher Akquisiteur, hatte eine Großzerreißmaschine an Land gezogen, zusammen mit ein paar Tonnen Baustahl. Für einen visionären Optimisten wie ihn brauchte man nur noch etwas Folie, — und fertig wäre das Haus. Dem Bauamt aber war das alles viel zu vage. Man überließ den Fall Friedrich Wagner. Der bezog am Pfaffenwaldring in einer Bauleitungsbaracke ein Büro und begann seine Laufbahn als Hausarchitekt der MPA. Für die Großkomponentenprüfhalle — 1980 endlich fertig — erhielt er die nächste Auszeichnung. Und die Hochschule berief ihn als Honorarprofessor. Zwischendrin war außerdem die Prüfstelle

für Heizung, Lüftung, Klimatechnik entstanden, eine kleine, präzise gefügte Halle mit Aluminiumfassade. Auch diese preisgekrönt.

Im Laufe der Achtziger Jahre folgten für die MPA das Technologie- und Rechenzentrum, »Intercity« genannt, wegen der schwebend leichten Wirkung des aufgehängten Bürotraktes. Spektakulär die weit gespannten Brückenträger, — aber nicht um des Spektakels willen: »Seht her!«, — sondern konstruktive Umsetzung der Programmforderung: Überbauung des Parkplatzes ohne Stellplatzverlust. Dass damit zugleich eine stille Ausbaureserve angelegt war, entsprach seiner immer und überall auf nachhaltigen Nutzen bedachten Arbeitsweise.

Von 1987—89 entstand die Komponentenprüfhalle 2. Was von ihr zu sehen ist — der gläserne Würfel auf betoniertem Sockel — ist nur soviel wie die Spitze eines Eisbergs. Der horizontal verschiebbare Würfel bildet den Deckel zu einem Schachtbauwerk, das fast so tief in den Boden reicht, wie das Hochhaus daneben in die Höhe ragt. Zweifach preisgekrönt bildet es den glanzvollen Abschluss von Friedrich Wagners großen Bauten im Pfaffenwald.

Die MPA in Vaihingen blieb so lange seine Domäne, wie ihrem dynamischen Chef alle Augenblicke etwas einzurichten, anzupassen und umzustellen einfiel. Friedrich Wagner, stets vor Ort, gab Rat und Hilfeleistung und verhinderte, dass Eigenmächtigkeiten sich Bahn brachen.

Nun ist vitaler Wachstumsdrang ja Ausdruck jedes gesunden Organismus. Darüber den starren Rahmen einer Mies'schen Schachtel zu stülpen, hieß darauf zu warten, dass die Fugen krachen. Dass die KPH nach 40 Jahren immer noch den Eindruck von Unversehrtheit macht, ist Wagners Weitsicht zu verdanken. Er hatte die Halle mit einem geschosshohen Lichtgraben samt Stützmauer umgeben, zur sauberen Einbettung ins Gelände. Dahinein entlud sich der Expansionsdruck, ohne das Gebäude mit Auswüchsen und Warzen zu entstellen und das Fassadenbild zu stören. Inzwischen ist Prof. Kussmaul emeritiert und an der MPA ist Ruhe eingeekehrt. So wird wohl unentdeckt bleiben, wo das sagenhafte Zwischendeck verborgen ist, von dem seit 40 Jahren Gerüchte wissen wollen. Das bleibt Wagners Geheimnis.

Die fünf großen Projekte im Pfaffenwald seit Gründung des Büros sind vom ersten bis zum letzten Strich, — von der Ideenskizze bis zur Detailzeichnung, — allein sein Werk. Er war Architekt, Projekt-

leiter, Werkplaner, Technischer Zeichner, Buchhalter und Sekretär in einem. Wobei sich Schriftverkehr aufs Nötigste beschränkte. Wer aber je ein Schreiben von ihm bekam, der hat es wohl verwahrt, als schöne Graphik, — der markanten Handschrift wegen. Gezeichnet wurde nach alter Väter Weise, mit der »Hand am Arm«, am Zeichentisch mit Schiene. Jeder Entwicklungsschritt ist festgehalten und geordnet auf stapelweise Skizzenblättern. Wie im Daumenkino konnte der Prozess noch einmal rückwärts laufen und zeigen: einfacher geht's nicht. Was der Betrachter dabei lernte: das Einfache ist nicht so leicht, wie es aussieht. Wohl nicht zu Unrecht heißt es: das Schwerste — ist das Leichte.

Ich glaube, das Beharrliche und Kompromisslose und Schonungslose einer solchen Arbeit, die Suche nach der letzten Konsequenz, — das konnte und wollte er mit niemand teilen. Das macht man mit sich selber aus. So wenig er jemanden nötigen mochte, so wenig konnte er nur aus Gefälligkeit mal »Fünf gerade sein lassen«. Er wollte nicht nur »Freier Architekt« sein, — er wollte frei sein, — ohne Angestellte und Partner.

Später, beim Bau des Verfügungsgebäudes in Hohenheim, nahm er Matthias Loebermann ins Büro. Er war schon 60, immer noch robust, aber phantasiebegabt genug, sich vorzustellen, dass Krankheit nicht etwas ist, was nur die andern haben. Herr Loebermann hielt ihm den Rücken frei und Wagner konnte ungestört zeichnen und entwerfen.

Nur die Leistungsphasen 6 und 7 der HOAI, das Bauleitergeschäft, die gab er ab. Diesen Part übernahm Herbert Maier, der Mann mit dem Händedruck eines Schraubstocks. Nicht, dass Friedrich Wagner sich zu fein dafür gewesen wäre. Unerschrocken zuzupacken kennzeichnet ihn ebenso wie seine Wertschätzung von Handwerkern und anständiger Handarbeit. Wie wäre es auch anders zu erklären, dass er in friedlicher Koexistenz mit einer Schreinerei unter einem Dache arbeitete? Was jeden anderen, der nicht selbst Krach macht sondern Ruhe braucht, in den Wahnsinn getrieben hätte, — Friedrich Wagner hat es nicht gestört. Der Geruch von frischem Schnittholz, Leim und Lack würzte die Büroluft nicht schlechter als sein Stumpenqualm, und das Konzert von Kreissäge, Fräse und Hobelmaschine unterhielt ihn am Tage so gut wie in der Nacht sein Weltempfänger mit nicht immer störungsfreien Sphärenklängen.

Die Bauleitung nicht selbst zu machen, war nur ein Akt ökonomischer Vernunft. Erstens soll man nur soviel Ärger an sich heranlassen, wie der gesunde Nachtschlaf verträgt, und zweitens musste das

nächste Projekt angebahnt werden, bevor das laufende zu Ende ging. Trotzdem war Friedrich Wagner auf seinen Baustellen stets anzutreffen. Häufiger als mancher eigens dazu bestellte Bauleiter. Er nahm die künstlerische Oberleitung wahr. Die hatte man beim Novellieren der HOAI zwar gestrichen, — selbstredend auch das Honorar, für Wagner aber war sie unverzichtbar, zu Recht. Lieber zahlte er drauf, als dass geschah, was nicht in seinem Sinne war.

Zu einem Konto in der Schweiz bringt es so einer natürlich nicht, ganz zu schweigen von Ferienhaus und Segeljacht. Aber das war sowieso kein Thema. Das Wort »Urlaub« kam bei ihm nicht vor. In den 20 Jahren, die ich ihn kenne, — gab es da je was anderes als Waldeslust im Pfaffenwald? In den Neunziger Jahren und später verlagerte sich der Schwerpunkt seiner Arbeit nach Hohenheim. Während meiner Amtszeit entstanden das Verfügungsgebäude, zwei Stroh- und Gerätescheuern auf den Versuchsgütern und die großen Ausstellungshallen für Schlepper und Erntemaschinen beim Deutschen Landwirtschaftsmuseum.

Neben den Putz- und Betonbauten Hohenheims nimmt sich der Verfügungsbau mit seiner Aluminiumfassade ein bisschen fremd aus. Er drängt sich aber auch nicht in den Vordergrund, sondern übt Zurückhaltung und erweist mit seinem Glasdach Hohenheim und seinen Gewächshäusern verbindlich Referenz. Hier an der ehemaligen Landwirtschaftlichen Hochschule, deren agrarwissenschaftliche Aktivitäten den Campus noch heute prägen, gab es bald Gelegenheit, mit einem Baustoff zu arbeiten, der sich bisher nie angeboten hatte: Holz.

Eine Lagerhalle für Stroh und Landmaschinen ging im Frühsommer 93 in Flammen auf, - und sollte bis zur Erntezeit schon wieder stehen. Friedrich Wagner wurde unser Mann für rasches Handeln. Sein Büro in Rufweite und der Umstand, dass man ihm nicht erklären musste, was eine HUBau ist, und was man dazu braucht, erleichterten die Sache. Er wusste, wo unser Formularschrank war, und konnte sich dort selbst bedienen.

Und weil ihm auch als Freier Architekt nie eingefallen wäre, nach Lust und Laune ins Büro zu gehen, sondern weil er mit Pünktlichkeit und Disziplin um 9 Uhr kam und nicht vor 21 Uhr nach Hause fuhr, fünf Tage in der Woche, wenigstens 50 Wochen im Jahr, deshalb war er zur Hand und hatte Zeit, — besser nahm sich Zeit, — wenn man ihn brauchte. Doch darf auch dies gesagt sein: am Wochenende blieb das Büro geschlossen. Immer. Samstag—Sonntag war Familienzeit und Sabbatruhe.

Als das Stroh vom Feld kam, war die Halle fertig. Länger als das Aufrichten der Holzkonstruktion hatte die Entsorgung der verkohlten Strohreste, vermengt mit Brandschutt von Asbestdachplatten, gedauert. Als sich die Geschichte einige Zeit später auf dem Ihingerhof wiederholte, und ich glaubte, wir wären noch schneller fertig durch Wiederholung der Meiereihofplanung, wurde ich nicht enttäuscht. Auch diese Halle stand bald wieder. Doch nicht als Duplikat der ersten. Ich hätte Friedrich Wagner arg verkannt, wenn nur eine Replik herausgekommen wäre. Natürlich gab es gute Gründe für neue Pläne. Viel mehr aber ging es ihm ums Prinzip: Alles immer wieder neu zu durchdenken, zu verbessern und einfacher zu machen. Noch größere Wirkung zu erzielen mit noch geringerem Aufwand.

Die beiden letzten großen Hallen beim Landwirtschaftsmuseum waren auch brandeilig, — jedoch auf andere Art. Unvermutet tauchte Geld auf, worüber man verfügen konnte, wenn noch im gleichen Jahr gebaut würde. Friedrich Wagner machte es möglich. Die Gebäude — im Abstand weniger Jahre errichtet — kennzeichnet ihr weit überstehendes Dach, das den großen Volumina die Schwere nimmt, sie leicht und elegant erscheinen lässt. Natürlich war das Absicht, doch galt auch hier: nie ist Gestalt primäres Ziel. Da ging es um konstruktiven Holzschutz und nebenbei — im Programm gar nicht vorgesehen — um gedeckte Unterstellmöglichkeiten, wie auf jedem Bauernhof zu finden, und wie Klaus Hermann, der Leiter des Museums, sie so nötig brauchte. Zugaben dieser Art sind typisches Merkmal von Wagners Arbeit: = Kostenloser Planungsmehrwert.

Nützlichkeit des Hauses, Dauerhaftigkeit der Konstruktion und Behagen beim Betrachten, — sie bestimmen noch immer die Qualität von Architektur. Friedrich Wagner hat es mit Vitruv gehalten. Seine Häuser stehen noch alle. Auch das älteste, das nur Provisorium sein sollte. Dass sie mit der Zeit nicht unansehnlicher geworden sind, verdanken sie der Wahl soliden Materials, gediegener Konstruktion und sauberer Detaillierung.

Für alles Neue offen und aufgeschlossen, wenn es half, zu vereinfachen, ließ er sich doch nie auf Experimente mit ungewissem Ausgang ein, die auf Kosten des Bauherrn gegangen wären. Auch des öffentlichen Bauherrn nicht. Das hätte seinem Selbstverständnis als Bürger so wenig entsprochen wie es zur Ehrbarkeit seines Handwerks passte. Öffentliche Bauten sind nicht abstraktes Staatseigentum, sondern Bürgerbesitz. Errichtet mit dem Steuergeld von »Jedermann« und unterhalten auch von Friedrich Wagners Steuergroschen. Für ihre wertbeständige Anlage zu sorgen, sah er als ureigene

Verpflichtung an. Ehe die Verwaltung meinte, belehrend den Finger heben zu müssen, konnte sie manches von ihm lernen.

Es gibt noch andere Eigenschaften und Beispiele dafür, dass er ein guter Sachwalter des Landes war, und warum man gerne mit ihm baute.

Zum Beispiel seine Verlässlichkeit und Vertragstreue. Termine wurden genauso zuverlässig eingehalten wie Kostenanschläge, — und waren sie noch so knapp. Eher blieb noch etwas übrig, als dass nachfinanziert werden musste. Und jeder, wirklich jeder seiner Verträge wurde so abgerechnet, wie geschlossen. Eher hätte er sich die Zunge abgebissen, als dass ein Wort wie Honoraranhebung über seine Lippen gekommen wäre.

Oder seine Sparsamkeit. Sie mag ihm schon im Blute liegen: Naila in Oberfranken ist nicht bekannt dafür, dass die Leute dort von goldenen Tellern essen. Und mit vielen seiner Generation, die Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt haben, teilt er die Abneigung gegen verschwenderischen Umgang. Doch im Gegensatz zu den meisten, die sie im Wirtschaftswundervollgefühl vergessen und verdrängt haben, wurde sie ihm zur Natur. So einen musste die Formel: «Less is more» wie eine Offenbarung treffen.

»Less is more«: nur soviel Aufwand, wie die Sache unbedingt erfordert. Darin besteht die Aufgabe. Darin liegt die Kunst. Beschränkung auf das Wesentliche, Maßhalten in allem, — bei der Arbeit wie im Leben:

- für eine Skizze, die auf einem Bierdeckel Platz hat, wird nicht ein halber Meter Transparentpapier entrollt,
 - und beim Stahlbau andere als Normprofile zu verwenden, kam ihm sowenig in den Sinn
 - wie es umgekehrt selbstverständlich war, das Listenmaß von Lochblechtafeln zur Bestimmungsgröße einer Konstruktion zu machen, z.B. für die Einhausung einer Tankanlage.
- Verschnitt ist nur ein Zeichen mangelnder Sorgfalt bei der Planung, und Abfall ist aller Vergeudung Anfang.

Das hört sich an nach Sparsamkeit um jeden Preis. Weit gefehlt, denn über alle Grundsatztreue geht ihm das oberste Gebot: Vernunftgebrauch! Wo eine gute Absicht, blind verfolgt, ihr Gegenteil bewirkt, ist Halt geboten. Als beim Bau des Hochhauses per Ministererlass der Einbau von Holzfenstern ver-

ordnet wurde, hat Friedrich Wagner sich geweigert. »Nur wenn der Herr Minister selber die Verantwortung übernehme...« — so schrieb er ihm. Angstmann war sein Name. Unser Haus bekam Metallfenster. Bauen war und ist für ihn eine Aufgabe, Beständigkeit für Jahrzehnte zu garantieren. Durch Sparsamkeit den Wert einer Investition zu schmälern und seine Dauerhaftigkeit zu mindern, heißt an falscher Stelle sparen. Fehler kann man machen, — aber man soll sich hüten, sie zu bauen. Und: Sparsamkeit ist eine Form von Klugheit, nicht ihr Gegenteil.

In unsrer Zeit des »Ex und Hopp«, des »Ausgebraucht und Weggeworfen«, in der vom Sparen geredet und das Gegenteil getan wird, wo einem wie ihm eigentlich alles gegen den Strich geht, könnte er sich längst resigniert zurückgezogen haben, — wäre er nicht Friedrich Wagner: — standhaft, unbeugsam und unbequem. Andere predigen Ressourcenschonung, — er handelt:

- kein Blatt Papier, auf einer Seite noch blank, landet im Papierkorb, — für Notizen ist es allemal noch gut;
- und ein Sakko, dessen Ärmel fadenscheinig werden, bekommt verpasst, was schottischem Adel zur Zierde gereicht: — Ärmelflecken.

Was nutzlos herumsteht oder -liegt und nicht marode ist, darüber geht sein Blick nicht achtlos weg. Es weckt sein Interesse und beschäftigt ihn. Ob es um ausgediente Haltestellendächer oder Grossdruckbehälter auf dem Schrottplatz der MPA geht, — wie outgesourcete Arbeitslose werden sie wieder in Dienst gestellt. Alles reizte seinen Erfindergeist und die Gestaltungslust, und nichts war ihm zu gering, sich seiner anzunehmen: ein Gehäuse für den Kettenaufzug einer Parkplatzabspernung so gut wie das Friedhofstörchen auf dem Ihingerhof.

Genug! Viele Worte, — zu viele für einen, der zwar nicht ums Wort verlegen ist, — wie wäre er sonst Professor? — der aber lieber schafft statt schwätzt. Da fühlt der Franke bei den Schwaben sich gut aufgehoben. Statt langer Reden bräuchte man nur auf seine Bauten zeigen, — sie sind ein treues Abbild seiner selbst:

- gradlinig und aufrecht,
- solide und einfach,
- deutlich und klar,
- eckig und kantig,
- gut zu gebrauchen.

Womit eigentlich alles gesagt ist. Ein Sprichwort heißt: »Keine Freundschaft von Architekt und Bauherr überdauert den Einzug in das Haus.« Mit Friedrich Wagner war das anders. Mein Respekt und meine Sympathie wurden von Mal zu Mal größer. Schade, dass es nicht mehr Gelegenheit zum Bauen gab.

Der Autor Klaus Schmiedek war von 1990—2005 Leiter des Universitätsbauamtes Stuttgart und Hohenheim.

